

Wohin?

Erzählung von Reden

(Schluß)
28. Kapitel

Qualvolle Tage und Nächte hatte Frau Anna durchlebt. — Wo war ihr Kind geblieben? Hatte sie auch dieses mit sein Lebensglück — ach Gott, um sein Leben gebracht?

Die Szene stand dem armen Weibe wieder deutlich vor Augen, als man ihr ihren Mann blutüberströmt, tot und kalt auf den Hof brachte. Wie hatte sie da ihr Gewissen verlagert, wie heilig und bitter waren ihre Bitten gewesen — und doch — wie bald hatte ihr selbstmühtiges Herz sie zum Schweigen gebracht — und ihm folgend war sie Wege gegangen, die sie in neue Schuld verstrickten. — Roberts bleiches Gesicht tauchte vor ihr auf — sie hörte den starken Mann schluchzen wie ein Kind — sie sah Rose Marie, das liebliche sonnige Mädchen aus vergrämtes Weib in Rot und Dürftigkeit — und Dorchens, ihre einzige Tochter, an der sie das an ihrem Mann Verkaupte doppelt hätte nachholen sollen, als Flüchtling vor der Färte ihrer Mutter in der Welt umherirren, oder gar in Schuld und Schande untergehen. O Gott, was sollte, was konnte sie tun, wie süßten und gutmachen, was sie Böses gemacht? Nicht vernünftigt sich Annas Sinne. Nur eins stand fest — sie müßte sich umsehen und die Welt durchwandern, bis sie ihr Dorchens und die arme Rose Marie gefunden. — Sie hatte sich allerwärts im Dorfe erkundigt, an der Station, in der Stadt, bei Alois Sembritzs Verwandten.

Es war wahrscheinlich, daß Dorchens sich mit dem Mann, den sie liebte, verlobt hatte, daß er von ihrer Flucht wußte — aber nein, nirgends gab es Auskunft über die Verlorenen. Auf der Station erinnerte man sich allerdings, daß Dorchens ein Bilet gelöst, und zwar, wie erinnerte sich, nach München, aber in München bei den Verwandten hatte sie sich nicht gemeldet, was es auch ganz undenkbar war, daß Dorchens sich dorthin gewendet, wo sie ihre Mutter wußte, vor der sie geflohen. Es gab also gar keinen Anhaltspunkt für die unglückliche Mutter, kein „Wohin“ für ihren Weg. Es mochte schon so sein, daß ihr Suchen nach der Verlorenen aussichtslos auf Grfolg war als das Roberts nach Rose Marie, und daß es das Beste sein würde, Aufrufe in den Zeitungen zu erlassen, wie die Münchener ihr geraten, als plan- und ziellos in der Welt herumzuirren. Sät Anna ein gutes Gewissen gehabt, würde sie solchen Rat auch befolgt haben. So aber dünkte es ihr ganz unmöglich, ruhig dazusitzen, und die Hände müßig in dem Schoß zu legen.

Sie hatte an Stephan geschrieben: „Stomm und sich nach dem Hofe, der meines Vaters war und dein ist, wenn Dorchens und ich nicht wiederkehren.“ Und nun sah Frau Anna da und wartete auf die Ankunft ihres Bruders. Sie hätte auch schon vorher abreißen können, und ein paar Mal hatte sie auch schon dazu angeleitet, allein der nagende Schmerz in ihrem Innern hatte es nicht gelitten.

Sie mußte Stephan wenigstens sagen, wessen sie sich schuldig fühlte. Ach Gott, sie hatte auch ihre Schuld — ihre große Schuld — beichten wollen. Es müßte ja so süß und friedsvoll sein, aus Friedtermund das Wort der Losprechung zu hören. Allein dem unglücklichen Weibe war es, als könnte sie eine solche nicht erlangen, wenn sie nicht Genußnahme geleistet, wenn sie nicht alles getan und alles gegeben, und wenn es das Leben wäre, um gutzumachen, was sie Böses getan.

Es war ein schmaler Tag gewesen, just als läge schon die ganze Glut des Sommers auf der Erde, die doch eben erst ihr Frühlingkleid angezogen hatte, und jetzt hing eine dunkle Wolkenwand höher und höher. Es gab ein Gewitter, dumpf growlte bereits der Donner. Frau Anna lauschte darauf, und als es zu regnen anzuhub und grelle Blitze zuckten, trat sie ans Fenster.

Sie hatte mit dem Zuge, der jetzt einlief, ihren Bruder erwartet, ach, und vielleicht auch gehofft, daß Tante Eichenbach ihn begleite.

Sie durfte es nicht erwarten, sie verdiente keinen Trost, und am wenigsten von den Eichenbachs; auch

gab es ja nichts in ihrer Brust, das ihr Trost zugänglich gewesen wäre. Allein dessenungeachtet hatte es wie abnehmendes Sehnen darin gepocht. Doch wie Anna jetzt hinauschaute auf das mit jeder Minuteurchbarere tobende Wetter, da war es ihr, als bräche der Tag des Gerichts an — ja, als wäre sie schon gerichtet von dem ewigen Richter.

Mit einem bangen Klagegelaute sank sie in ihren Stuhl zurück und bedeckte das Antlitz mit den Händen. Vielleicht schwebten ihr auch die Sinne für kurze Zeit in überwältigendem Grauen.

Da legten sich plötzlich zwei Arme um ihren Hals, und zuckende Lippen flüsteren:
„Mutter, vergiß!“
„Mutter!“ Nur eine gab es, die sie so nennen konnte: Dora, ihre Tochter, ihr einziges Kind! Ein Seufzer quoll aus Frau Annas Mund. Berrührt schlug sie die Augen auf.

„War es ein Traum? War es wirklich Dora, die sich an sie schmeigte und ihre Wangen mit zärtlichen Küßchen bedeckte?“

„Mein Kind, o mein Kind!“

Und da lagen sich Mutter und Tochter in den Armen, da weinten und lachten sie — und gaben sich Kosenamen, wie sie nie sonst getan. Und es machte Rose Marie nichts, daß man sie über der Wiederkehr der Wiederfindensreue vergesselt hatte, sie, die das arme verirrte und verwirrte Kind in die Arme ihrer Mutter zurückgeführt hatte: denn sie hatte sich selber in ihrer Witternde vergessen. Auch hatte Rose Marie schon so vieler der Freude überreich genügt. War es doch ein gar so wunderbares Hügel, daß sie beide Verlassene und Verlorene sich gefunden, und dazu bei Rose Marie freigelegt die Heberzeugung sich Wahm gebrachten hatte, als sie Dorchens ernstlich und eindringlich vorgefist, daß es für sie nur ein „Wohin“ — zurück zu ihrer Mutter gäbe, daß es auch für sie kein anderes Ziel gäbe — als das in die Heimat zurück. Es war Verzagtbeit und Stolz zugleich, was sie zurückgehalten hatte. Sie hatte ihren Nächsten nicht zur Zeit fallen, nicht von ihren Lippen hören wollen, was sie sich selber in heißer Verdammung so willig eingestand, wie sie ihren Anteil an all dem Herzeleid, das über sie gekommen, verdient hatte, und daß alle das wußten. Ja, sie kam als eine Bettlerin, und ohne Jähren würde ihr jeder einzelne das geben, was sie vor allem bedurfte — ein Herz voll erbarmer Liebe.

Und da öffneten sich auch schon Annas Arme ihrer Schwester Rose Marie:

„O Rose Marie, wie kann ich dir je genug danken, daß du mir Dorchens zurückgebracht — und selber zurückgeführt bist. Du hast mir ein neues Leben geschenkt und Hoffnung und Trost zurückgegeben.“ O Rose Marie, nun wird vielleicht noch alles gut, auch mein Böses — und Gott verzeiht um seiner Barmherzigkeit willen die große Schuld.“

Und seit Rose Marie an sich drückend, floß ein ganzer Tränenstrom aus Annas Augen. Rose Marie verstand nicht, wie es Anna meinte, sie fühlte nur, daß Anna sie lieb hatte, viel lieber, als sie je geglaubt, und so zog süßer Friede in ihre Brust ein.
„Ach danke dir, liebe, liebe Anna, ja, und Gott macht alles gut, und er vergibt auch.“

Und nun saßen die drei da — Mutter, Kind und Schwester — eng verschlungen, ganz überwältigt von ihrem Glück.

Sie hatten nicht gemerkt, daß das Wetter inzwischen vorübergegangen war, daß die Sonne ihre Strahlen zu ihnen hinein sandte mit verklärenden Schimmer; sie hörten nicht das Rollen eines Wagens, sie merkten nicht, daß die Türe aufging und die alte Tante und ihre Sohn und Stephan ins Zimmer traten.

Angst, schwere Sorge um Anna hatte sie alle drei gedrängt, zu dem armen Weibe — der trostlosen Mutter — zu eilen.

Und nun haben sie da vor sich ein Bild, wie sie es sich herlicher nicht hätten träumen können. Frau Anna und zu ihren Seiten Dora und Rose Marie, mit Angefichtern, auf denen

auch die Sonne strahlte nach schweinem Wetter.

Sie hatten keine Erklärung für diese ungreifliche Erscheinung, und sie luden in diesem Augenblick nach keiner.

Von drei Lippen erklangen die Namen der drei Frauen und in einem Ausdruck, der einen ergreifenden Widerhall fand in deren Herzen. Es war das Glück zu viel. Mit einem Jubelschrei hürzten sich Anna, Dora und Rose Marie in die Arme, die sich ihnen öffneten. Anna umschlang ihres Bruders Stephan Hals, Rose Marie floß an Tante Eichenbachs Brust, und Dora hing sich an den geliebten Onkel Robert, der sie immer am besten verstand!

Tanach gab es ein Fragen und Erklären, doch anders als Anna ihrerseits es gewollt. Nicht, weil sie gleich ihr Schuldbekenntnis mit so viel Nachsicht aufnahm, sondern weil sie fühlte, daß es besser und gerechter sei, die Leidenshaft, die die Triebfeder ihrer Bondlungen war, auch jetzt, und gerade jetzt erst recht, vor dem

zu verbergen, dem sie gegolten. Bieleicht hätte ihr Gedändnis sie etwas von ihrer Schuld entlastet, aber gefühlt wurde diese am besten, wenn sie ihre heiße Liebe in ihrem Herzen vergaß und sich mühte, sie endgültig mit allen ihren Toren daraus zu reißen. Und unmöglich dünkte das Anna zu dieser Stunde nicht mehr. Dortan gehörte ihr Leben ihrem Kinde, und das Glück ihres Kindes würde eine Entschädigung sein für ihr eigenes, das ihr verjagt geblieben.

Auch ging es nach Frau Annas Wunsch, zunächst Rose Marie für sich behalten zu dürfen, zumal auch Stephan, wie er sagte, sich zum Bleiben eingerichtet hatte. Die Landluft und die Stille würde beiden Geschwistern, ja allen dreien eine Wohltat sein. Später würden dann auch Robert und Tante Eichenbach kommen, wenn nicht früher, so doch jedenfalls zu Doras Hochzeit. Mutter Anna hatte ja zu dem Bunde der jungen Leute „ja“ gesagt, und selbst Dora zweifelte nicht, daß es Mittel und Wege geben werde, den Gelieb-

ten das Wissen zu lassen. Es war ja jetzt alles so schön, so wunder schön!

29. Kapitel

Und jetzt war es Oktober und Dorchens und Alois' Hochzeitstag.

Bewegten Herzens drückte Anna ihrer Tochter den Myrtenkranz auf das junge Haupt und küßte die roten Lippen der glückstrahlenden Braut.

Erit jetzt konnte Frau Anna ihre liebe Tochter, wie brav und herzlich sie war, wie wiederum diese kaum noch begriff, wie sie ihr Herz in Turcht und Eher vor dieser gütigen aller Mütter hatte zusammenschließen können. War sie doch des Mütterdenns „Bestes“ und hatte doch die sie liebte aller Mütter auch ihrer Tochter lieben Schatz mit als Beuten in ihr großmütiges Herz aufgenommen.

So war denn auch heute der Tochter Ehrenstag ein Freudentag für die Mutter. Sie hatte freilich alle Hände voll zu tun, — es ist das einmal das Los der Hochzeitsmutter — obgleich sie es noch besonders gut (Fortsetzung auf Seite 6)

dem Bilde eines freundlichen, hellhäutigen und einer gemühtlichen Schönheit. Die Anndel und Maria aufsticht. Dem guten Martin me dem auch zuweilen ein leiser Mangel am Verufe seine Sohnes an. Erst getieren noch hatte er ihn gelächelt, weil Valentin sich während des Abendgebotes so unruhig gebärdete. Doch auf die ernite Frage: „Wie wirst denn du's einmal machen, wenn du Geistlicher bist?“ hatte der Züchtling die feste Antwort gehabt: „So mein! Dann laß ich halt den Weener vorbeten.“ Das hatte dem Anndel einen scharfen Beweis zugezogen, und mit trotzigem Herzen und verneinten Augen war Valentin schlafen gegangen. Auch jetzt, nachdem seine vorhin erwäunte Frage ohne Antwort geblieben war, schritt er schweigend neben dem Vater her. Das war halt nicht seine Art. Des mußte dem Vater auffallen.

„Lust kopfmachen, Bub?“ ließ er ihn darzf an.

Valentin verneinte stumm. Gleich nachher wiederholte er: „Wie weit ist es denn noch bis zur Mure, Vater?“ „Geh, frag nicht so dummt!“ veretzte Martin mit einem Anfluge von Ungeduld.

Die großen dunklen Augen des Kindes blühten mehmtig in des Vaters bürtiges Gesicht. „Ich hab Euch nur fragen wollen, ob Ihr mich nicht ein Bröcklein weiter hinab führen könnt“, murrte er.

„Hürdest dich etwa?“ fragte Martin verwundert.

Wieder schüttelte Valentin den Kopf.

„Ja, zu was soll ich denn nachher mit dir gehen?“

„Weil ich Euch so viel gern hab, Vater,“ entgegnete der Knabe weinerlich. „Und getieren hab ich Euch Verdruf gemacht, und jetzt seid Ihr ergütet.“

„Nein, Bub, gewiß nicht“, versicherte Martin gerührt; „aber bei der Mure fehr' ich doch um, der Weg ist steil, und ich tu heut bößig hart schnaufen.“ Ein andersmal, Balth, geh ich mit dir ins Dorf hinunter.“

Der Knabe schwieg. Zeit hatten sie die Mure erreicht, und sorajant wie immer geleitete Martin seinen

(Fortsetzung auf Seite 3)

Die Stiefkinder

Erzählung aus dem Tiroler Volkleben von M. Enol

I.

„Vater, wie weit ist's noch bis zur Mure?“
Die Frage blieb ohne Antwort. Eigentlich verdiente sie auch keine, denn seit drei Jahren führte Martin Mitterhofer seinen Valentin Tag für Tag über die große Mure hinaus; und dann erst sagte er: „Wohit Gott, Balth!“ und ließ das Kind allein hinab zur Schule wandern.

Die Hünen im engen, dürren Zänasferale, nicht weit von jenem hochgelegenen Zinailhoie, wo nach der Heberlieferung der Talsenobner Herzog Friedrich mit der leeren Talsche, der Heind seines Kaisers und der Liebding seines Volkes, eine Zucht gefunden, erhob sich eine kleine Holzhitte auf steinernem Unterbau. Vor wenig Jahren noch hatte dies bescheidene Heim drei glückliche Menschen beherbergt, den kleinen Valentin und seine Eltern. Dann aber war die Mutter gestorben, und seit jener Zeit konnte der Vater nicht mehr froh werden. Selbst die Liebe zu seinem Kinde wurde dem Aertisten zur Last, da ihn unablässige die Sorge marterte, es könne seinem Liebding ein Leid zutöhen. Und als die Zeit gekommen war, da der Knabe die Zäule in „Unser Frau“ besuchen mußte, da ließ es sich der Vater nicht nehmen, ihn täglich zu begleiten. Der schmale Weg, der hoch über dem Bache am Felsen hingozog, war ja nicht ohne Gefahr, besonders zur Winterzeit; und eine Viertelstunde von Martins Hause, wo eine breite Steinlawine sich talabwärts ergoß, hörte der Weg ganz auf; da äina es über Stod und Stein durch loderes, trügerisches Gerölle. Martin hatte es nie über's Herz gebracht, seinen Balth über die Mure zu schicken! Frühmorgens zog er mit ihm aus und abends stand er, ihn erwartend, an der gefährlichen Stelle, oder wenn er je verhindert war, so hatte Valentin schon im vorhinein sürenge Weisung, einen Umweg zu nehmen.

Das Dorf war leicht eine Stunde von ganzer Tränenstrom konnte es kein pinntlicheres Schuld geben als Valentin Mitterhofer. Nur möchte ich kaum dafür gutsehen, daß er nicht wie andere schwache Sterbliche hinter die Schule gegangen wäre, wenn er etwa dem Schulhause gerade gegenüber gewohnt hätte; denn da wäre es ein geringer Ruhm gewesen, stets zur rechten Zeit an seinem Platz zu sitzen. So aber galt er als Musterkind der Gemeinder; der Pfarrer sagte unzählige Male: „Balth, Respekt vor dir!“ und Balth wäre zehn Stunden weit gelaufen, um das zu hören. Der Pfarrer machte den mütern, talentvollen Knaben überhaupt gern leiden und der Widum (Parrhaus) war Valentins zweite Heimat. Täglich nahm er dort seine Mittagsuppe ein, und im Winter pflegte er, ehe er ins Schulzimmer trat, seine überflüssigen Kleidungsstücke der Wirtshäuserin zu hinterlassen. Von Mitterbeiligen bis zum März glich nämlich der Mitterhofer Balth, wenn er seinen Weg zum Dorfe hinab nahm, einfach einer plump dahintrollenden Angel, so sorgsam hatte ihn der Vater in diese Welltücher gehüllt.

Nun war es aber eben nicht Winter, sondern frohe, grüne Sommerzeit, und die Kirche von „Unser Frau“ sah gar lieblich aus in ihrer Umgebung von lachenden Wiesen. Ja, selbst die enge Talschlucht, in der Valentins Heimat stand, war fast zum Paradiese geworden, so freundlich blühten die Alpenrosen auf den steilen Klängen, so lieblich dufteten die kleinen, fugelrunden „Brinellen“, so munter klangen die Schellen der Alpkühe von den Höfen herab. Und wenn das Schulfahr aus war, dann begann für Valentin eine gar schöne Zeit; da durfte er zuweilen mit dem Vater auf den Markt gehen, hinaus in die große weite Welt, nach Schlanders oder wohl gar nach Meran. Und auch zuhause war es dann gar schön,

Jubiläums - Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt,

nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

Preise portofrei:

Ein Buch für \$0.50
Drei Bücher für \$1.25
Sechs Bücher für \$2.25

St. Peter's Press
Muenster, Sask.